

## **Genuss schlägt Status (Neue Züricher Zeitung, 20./ 21.02.1993)**

Zu Gerhard Schulzes Soziologie der Erlebnisgesellschaft

*Seit den siebziger, spätestens seit den achtziger Jahren herrscht in der Soziologie Erklärungsnotstand: Die Klassengegensätze sind verschwunden, soziale Milieus haben ihre Strukturen verloren. Der Bamberger Soziologe Gerhard Schulze wagt sich in seinem jüngsten Buch an eine umfassende Kulturosoziologie der Gegenwart.*

<< Das Ästhetische ist vielmehr das Folgenlose, aus bloßen Erlebnissen folgt zunächst nichts. >>

*Arnold Gehlen*

<< *Urmensch und Spätkultur* >>

Ob sie nun marxistisch den Konflikt betonte und von Klassen sprach oder aber funktionalistisch argumentierte und die Rede von Schichten bevorzugte – lange herrschte in der Soziologie eine Art Minimalkonsens: gesellschaftliche Ungleichheiten müssen als strukturierte Ungleichheit analysiert werden. Folgt man etwa der Beschreibung, wie sei Jonathan Turner in << Societal Stratification >> gibt, so lässt sich soziale Schichtung in einem Dreischritt nachvollziehen. Den Ausgangspunkt bilden knappe und begehrte Güter wie Bildung, Einkommen, Macht und Prestige. Werden sie ungleich verteilt, so schafft das Privilegien, und je nach Privilegierung formen sich Statusgruppen. Zuletzt stellt sich die Frage nach dem Hierarchisierungseffekt. Zu prüfen ist, inwieweit die Ausprägung von Statusgruppen zu einer gesellschaftlichen Rangordnung – zu Schichten – führt.

Turner ist nur ein Beispiel. Es ließen sich andere Analysen anführen, deren Erträge im Einzelnen differieren mögen und denen doch eines gemeinsam ist: Am Ende steht ein Lageplan. Gesellschaft erscheint darin als etwas Geordnetes und Gestuftes, Grenzverläufe sind erkennbar, Niveauunterschiede eingetragen, die Bahnen sozialer Mobilität skizziert.

Doch die traditionellen Raster stimmen nicht mehr. Seit den siebziger, spätestens seit den achtziger Jahren herrscht in der Soziologie Erklärungsnotstand. Jürgen Habermas' Wort von der << Neuen Unübersichtlichkeit >> hat auch hier Einzug gehalten. Die alten Klassengegensätze sind geschwunden, soziale Milieus verloren ihre Strukturen. Untersuchungen aus dem vergangenen Jahrzehnt belegen für Westdeutschland, dass dort die bürgerliche Kleinfamilie nur mehr ein Sechstel aller Haushalte ausmacht. << Spektakulär, umfassend und sozialgeschichtlich revolutionär >> nennt Josef Mooser die << Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiter nach 1950 >>. In einer Studie zur Auflösung proletarischer Milieus weist er darauf hin, dass sich von 1880 bis 1970 << der durchschnittliche Reallohn der Industriearbeiter mehr als verdreifacht >> hat, wobei der mit Abstand größte, eigentümlich sprunghafte Zuwachs in die letzten zwanzig Jahre falle.

Neben der beispiellosen Erhöhung des Lebensstandards werden vor allem der expansive Ausbau des Bildungswesens und des Wohlfahrtsstaates als einschneidende Ereignisse betrachtet. Die Individuen verfügen über mehr Geld, Bildung und Zeit als je zuvor. Mit der Existenznot nahm auch der Zwang zur unausgesetzten Daseinsvorsorge ab; eine – sozialanthropologisch gesprochen – überreich gewährleistete << Hintergrund Erfüllung >> (Arnold Gehlen) erlaubt es dem Einzelnen, Gruppenzugehörigkeiten aufzukündigen und Bedürfnisse luxurieren zu lassen. << Individualisierung >> und << Ästhetisierung der Lebenswelt >> sind zwei Seiten eines Sachverhalts.

Dass der Begriff des *Lebensstils*, worin Kunst und Dasein zu einem Wort verschmelzen, in soziologischen Arbeiten zur Kategorie ersten Ranges avancierte, ist nur konsequent. Manchem Sozialforscher erscheint die Orientierung an Lebensstilen bereits ergiebiger denn die am herkömmlichen Modell sozialer Schichtung. Die jüngste Karriere dieses eigentlich alten, nämlich auf Max Webers << Lebensführung >> zurückgehenden und aus Amerika reimportierten Begriffs verdeckt jedoch nicht die Schwierigkeiten der Disziplin,

die sich um ihre Klassifikationen sorgt. Zwar kann sie erklären, warum das als individueller Aufstieg erfahrene Wohlergehen das Klassenbewusstsein untergräbt. Hellsichtig antizipiert sie, wie sich in der postindustriellen Technologie- und Dienstleistungsgesellschaft die Eliten wandeln (Daniel Bell). Und mit Ulrich Beck stellt sie fest: << Soziale Mobilität – wie im Übrigen auch geographische Mobilität, ja selbst die alltägliche Mobilität zwischen Familie und Arbeitsplatz – wirbelt die Lebenswege und Lebenslagen der Menschen durcheinander. >> Indes: die Neue Unübersichtlichkeit ist damit nur glänzend bestätigt, nicht behoben.

## GEGEN DEN STRICH

<< Ein integrativer gesellschaftsanalytischer Entwurf fehlt bisher >>, konstatiert denn auch Gerhard Schulze in der Einleitung eines Werkes, das nichts Geringeres verspricht, als eben diesem Mangel abzuhelpfen. Um so mehr muss sein Titel irritieren: << Die Erlebnisgesellschaft >>. Wer denkt dabei nicht an dissoziierende Kräfte? Und wer bei Verhaltensmustern, die << innen- >> bzw. << außenorientiert >> genannt werden, nicht an die von David Riesmann behauptete Verwandlung des innengeleiteten in einen außengeleiteten Charakter? Schulze, der mit der Innenorientierung gerade nicht die angebliche Ichstärke des ethosbewussten und gesinnungstreuen Bürgers frühindustrieller Zeiten meint, sondern das Erlebnisinteresse in der Überflusgesellschaft, bürstet mit den Begriffen auch deren tendenziöse Aufladung gegen den Strich.

Kulturpessimistische Töne sind von ihm kaum zu hören. Überhaupt wären die Intentionen der Untersuchung so gänzlich missverstanden. Als schwarzgallige Demaskierung des Rummelcharakters des modernen Daseins eignete sich << Erlebnisgesellschaft >> nur zum Titel für eine marginale Glosse, nicht aber für ein dickleibiges Opus, dessen statistischer Anhang allein schon zweihundert Seiten umfasst. Eindrucksvoll ist die wissenschaftliche Redlichkeit. Über jeden seiner Schritte legt Schulze systematisch Rechenschaft ab, zentrale Begriffe werden verdeutlicht und vor den Augen des Lesers einer reflexiven Tauglichkeitsprüfung unterzogen. Streiten mag man über das Fundament der Daten, an denen der Professor für Methoden der empirischen Sozialforschung an der Universität Bamberg seine Kategorien verifiziert. Genügt eine 1985 auf dem << Gebiet der Stadt Nürnberg >> genommene << Repräsentativstichprobe >>, bei der eintausendvierzehn Personen befragt wurden, für eine veritable << Kultursoziologie der Gegenwart >>, wie sie der Untertitel verspricht?

Methodisch löst Schulze seinen Anspruch fraglos ein. In den Händen des Bamberger Empirikers wird das Erlebnis zur Schlüsselkategorie, zum Muster eines neuen Verhältnisses von Individuum und sozialer Welt. Persönlichkeits- und Gesellschaftsbildung, beide Seiten der kultursoziologischen Fragestellung, werden erklärt. Wien der Einzelne sich orientiert, welche Ziele er sich setzt und wie er sie verfolgt und wodurch Bindungen, Milieus und Schichten zustande kommen.

Das Eingangsszenario bleibt das vertraute. Die sozialen Absicherungen haben zugenommen, das verfügbare Einkommen ist gestiegen, die Handlungsspielräume der allermeisten haben sich objektiv erweitert. Dem folgt die Zuspitzung: Vom Kampf ums Überleben entlastet, kann der Homo oeconomicus sich dem eigenen Selbst zuwenden. Das innere Erleben wird zu einer maßgeblichen Größe. Es reicht nicht, dass ein Auto fährt, man will auch ein schönes Fahrgefühl dabei haben. Der Beruf soll befriedigen, nicht uns nur ernähren. Längst schon hat der Markt reagiert. Wollte heute jemand ein Gut allein wegen seines Gebrauchswertes erwerben, erginge es ihm wie dem Buridanschen Esel, der zwischen zwei Heubündeln verhungert, da er sich nicht entscheiden kann.

Ihrem Zweck genügen die Dinge des täglichen Bedarfs eigentlich alle; so muss, um aus der Fülle des Angebotenen etwas herausgreifen zu können, sich der Kunde von zusätzlichen Versprechen leiten lassen. Design und Produktimage werden zur Hauptsache,

Nützlichkeit gerät als selbstverständlich außer Blick oder erfährt gar umgekehrt eine ästhetische Maskerade.

## WÄHLEN STATT EINWIRKEN

Brisanz gewinnt diese Verhaltensbeschreibung durch ihre Radikalisierung. Der von den Härten des Daseins befreite Mensch erscheint als jemand, der sich zur Welt generell wie zu einer Angebotspalette verhält: Wählen statt Einwirken – darin erblickt Schulze einen << neuen Modus >> beim Aufbau von Existenzformen. Erläuternd führt er aus:

<< Auf Sachen wirkt man ein, indem man montiert, repariert, reinigt, transportiert usw.; auf Personen etwa durch Überredung, Drohung, Versprechungen, Verführungen, Widerspruch, Wohlverhalten; auf soziale Strukturen durch Regelverstoß oder Vereinbarung neuer Ordnungen. Wählen bedeutet, die Verknüpfung zwischen Subjekt und Situation umzuorganisieren. Meist kommt man damit schneller, einfacher und effektiver ans Ziel als durch Einwirken: Konsumgüter kaufen oder wegwerfen, das Fernsehgerät an- oder abschalten, eine Kneipe aufsuchen oder verlassen, mit einem Partner zusammenziehen oder sich vom ihm trennen. >>

Die Individualisierungsthese hat Schulze damit noch verschärft. Wo bleibt der Sozialkitt, wenn es jedermann freisteht, sein Handeln an persönlichen Neigungen und Vorlieben auszurichten? Der Kulturpessimismus antwortet darauf regelmäßig mit dem Schreckbild des Atomismus. Keine Rede mehr vom Gemeinwesen. Es ist in Einzelteile zerstäubt. << Die Reduktion der Gesellschaft auf Atome muss in dem Maße gedeihen, wie sich jedes dieser Atome mit Hilfe der von ihm jeweils bevorzugten Konsumgüter seine persönliche kleine Burg bauen kann und darf >>, unterteilt etwas Panajotis Kondylis in seiner 1991 publizierten Klage über den << Niedergang der bürgerlichen Denk- und Lebensform >>.

Mit der Relativierung, wenn nicht Widerlegung derartiger Ansichten stellt sich Gerhard Schulze einer bisher unbewältigten Aufgabe. Wie und dass sich Gesellschaften aus Not zusammenschließen, ist plausibel und leicht erklärlich. << Gesellschaftsbildung aus Überfluss >> ist es nicht. Doch auch als innenorientiertes Erlebniswesen ist der Mensch nur bedingt plastisch, er schreckt zurück vor Anomie und Sinnlosigkeit. Dort, wo Entlastung in Belastung umschlägt, enthüllt die << Erlebnisorientierung >> ihre Struktur formende Kraft. Mann muss sie nur, wie der Bamberger Soziologe, zu erkennen verstehen.

Denn das Projekt des schönen Lebens birgt eine Schwierigkeit. Es führt, bemerkt Schulze, << zu einem Bedarf an Kriterien der Selbstbewertung >>. Eine mit Erlebnisquellen noch so reich möblierte Situation verbürgt nicht, dass sie das gewünschte Erlebnis auch einstellt. Mann kann für die äußeren Umstände Sorge tragen, doch der zum << Manipulator seines Innenlebens >> verwandelte Mensch macht eine unverhoffte Erfahrung: Zu tun, wozu man Lust hat, ist gar nicht so einfach. Verunsicherung und Enttäuschung bleiben nicht aus, und mit ihnen beginnt das Rätseln: Was will ich eigentlich? Nun schlägt die Stunde des Soziologen. << Dies ist die Stelle, wo sich das Subjekt in der Erlebnisgesellschaft kollektiven Schematisierungen öffnet, fast immer, ohne es zu merken. Man übernimmt intersubjektive Muster. >>

## DER KOSMOS DER LEBENSSTILE

Die Orientierung am individuellen Geschmack hätte auf einen unbegrenzten Pluralismus der Lebensstile rechnen lassen. Stattdessen müssen wir erkennen, dass die Lage zwar bunter ist denn je, aber unüberschaubar bleibt. Gefragt, was zusammenpasst, sortieren wir mühelos das doch so Disparate: Chopin verträgt sich erstaunlicherweise mit Modern Jazz, aber keineswegs mit bajuwarischer Blasmusik; der Typ des passionierten Fernsehquizzguckers ist gewiss kein Stammkunde von Bioläden; wer sich nach Feierabend mit Inbrunst der Chrompflege seines Autos oder Motorrades widmet, wird kaum seine Zeit in Volkshochschulseminaren verbringen.

Worin gründen solche Zuordnungen? Drei << alltagsästhetische Schemata >> gliedern den Kosmos der Lebensstile und helfen uns bei der fremd- und Eigenwahrnehmung. Schulzes Unterscheidung von << Hochkulturschema >> und << Trivialschema >> folgt zunächst geläufigen Oppositionen: Hier das gute Buch und klassische Musik, dort Groschenroman und Schlager; Versenkung und Kontemplation stehen dem Bedürfnis nach Gemütlichkeit gegenüber; sucht die eine Seite das Vulgäre zu distanzieren, so sind der anderen die Exzentriker ein Dorn im Auge. Wie man wohnt, sich kleidet, auf welche Zeitschriften man abonniert ist und welcher Automarke oder Hunderasse man den Vorzug gibt – all das sind Manifestationen, denen nach soziologischer Lesart tiefere Bedeutung zukommt, und zwar jeweils eine dreifache: sie drücken eine bestimmte Form von << Genuss >> aus, eine << Distinktion >> (dienen also der sozialen Abgrenzung) und eine << Lebensphilosophie >>.

Das gilt auch für das letzte und jüngste, das << Spannungsschema >>. Entstanden gegen Ende der sechziger Jahre, zu Zeiten des Kulturkonfliktes, hat es die Situation grundlegend verändert. Vordem besaß die hochkulturelle Ästhetik ein << Monopol auf Distinktion >>. Sie war das Stilvolle; die anderen, die Freunde des Kitschigen und Trivialen, pflegten nicht etwa einen eigenen, sondern keinen Stil: << stillos >> hieß das dann. Seitdem es den – meist jugendlichen – Anhänger des Spannungsschemas gibt, der Genuss im Erlebnis von << Action >> sucht, dessen Lebensphilosophie es auf die Steigerung des Selbstgefühls absieht und der betont antikonventionell auftritt, ist es mit der einfachen Abgrenzung des Oben vom Untern vorbei.

Für den jungen Sponti ist der Kulturbeflissene niemand mehr, zu dem man respektvoll aufschaut, sondern schlicht ein << Langweiler >>. Umgekehrt muss er sich als << Spinner >> oder << Ruhestörer >> qualifizieren lassen, wofür er sich bei den Parteigängern des Trivialen mit einem verächtlichen << Spießer! >> bedankt. Die wiederum mögen für das Hochkulturschema immer noch << Primitive >> sein, doch kränkt sie das zunehmend weniger. Denn was kann man von << Eingebildeten >> schon anderes erwarten?

<< Distinktion ist Nebenprodukt >>, schreibt Schulze mit Blick auf die Erlebnisgesellschaft. Demonstrativer Konsum, wie ihn Thorstein Veblen um die Jahrhundertwende als Markenzeichen der *leisure class* beschrieb, hat an Prestigewert eingebüßt. Aber auch die Lebensphilosophie, die Verknüpfung mit normativen Fragen nach dem Menschenbild, nach Grundwerten oder dem Sinn des Lebens, spielt in den alltagsästhetischen Schemata nicht mehr die Rolle von einst. (Noch in den Siebzigern, dominiert von der Idee der Selbstverwirklichung, besaß sie einen eminenten Stellenwert.) Gefördert vom Erlebnismarkt, der die nötigen Reizquanten bereitzustellen sucht, ist Genuss dasjenige, was heute vorrangig zählt. Die Formen der << Action >> im Spannungsschema: Jeans tragen, Motorrad fahren, freie Reise- und Tanzstile, haben aufgehört, Ausdruck einer Weltanschauung zu sein. << Inzwischen sind normative Konnotationen weitgehend verkümmert, überdeckt von dem Wunsch, einfach ein bisschen Spaß zu haben.>>

## FUNDAMENTALE SEMANTIK

Wo aber steckt dann das integrative Moment, das neue Strukturmuster, das die Unübersichtlichkeit vertreiben soll? Nicht in dem Aufweis alltagsästhetischer Schemata. Schließlich lässt sich für sie die Rätselfrage des zum Wählen verurteilten Erlebnissubjekts noch einmal stellen: Warum dieses Schema, warum nicht ein anderes? Die letzte, unhintergehbare Konvention, wo alle Fragen ein Ende haben – der harte Fels, auf dem sich, mit Wittgenstein zu reden, der Spaten der Begründersuche zurück biegt –, erkennt Schulze in einer Basisorientierung, die er << fundamentale Semantik >> nennt.

Jedes Erlebnis hat eine psychische als auch eine physische Seite (man entsinne sich des Gefühls der Freude, wobei mit der Laune auch der Pulsschlag steigt): Entsprechend werden die einer Person eigentümlichen Erlebnisweisen in Denk- und Handlungsstilen

manifest, die wiederum gegen Pole tendieren: das Denken neigt mehr zum Einfachen oder Komplexen, das Handeln mehr zur Ordnung oder zur Spontaneität. Für das erlebnisorientierte Ich haben diese Eckpfeiler unschätzbaren Wert – mit ihrer Hilfe gelingt es, dass Gleich und Gleich sich gesellen, Ungleiche aber distanziert werden können.

Die fundamentale Semantik besiegelt die Ermächtigung des Subjekts zu einem Wesen, das Existenzformen wählt, wie es scheint, anstatt ihnen unterworfen zu sein. Freie Wahl heißt indes nicht: bedingungslose Wahl. In einer fast gleichzeitig mit Schulzes Buch erschienenen und sehr gut parallel zu lesenden Untersuchung, die souverän Überblick gibt über den Stand der soziologischen Diskussion, nennt Hans-Peter Müller die Desiderata der Lebensstilforschung. Indem er nicht nur << Stiltypus >> und << Stilwahl >>, sondern auch die << Verteilung der Stilisierungschancen >> zu Untersuchungsfeldern rechnet, geraten die situativen Abhängigkeiten in den Blick. Zugleich verweist darauf, dass man zwar phänomenologisch << Typen von Lebensstilen >> bilden kann, diese jedoch << so lange leer bleiben, wie sie nicht an soziale Einheiten zurückgebunden werden können >>.

Gerhard Schulze beantwortet beide Fragen, die nach den gesellschaftlichen Großgruppen und die nach objektiven Bedingungen des Handelns. Nur will er statt *limitierender*, also Schranken setzender, einzig noch *disponierende* Bedingungen gelten lassen. Insbesondere nennt er zwei Faktoren, die für die soziale Zugehörigkeit etwa die Rolle spielen, die einst Einkommen und Beruf innehatten: Einmal das Lebensalter, an dem auffällt, dass sich die alte Grenze, << trau keinem über Dreißig >>, um ein Jahrzehnt verschoben hat. Alsdann die Bildung. Je nach Bildungsgrad und danach, ob jemand über oder unter vierzig ist, verändert sich, welchen Lebensstil er wählt. Das Produkt dieser Kombination ergibt den sozialen Ort: das << Erlebnismilieu >>. Schulze nennt deren fünf. Sie strukturieren die Bundesrepublik, wie es früher das Übereinander der Schichten tat.

Im << Integrationsmilieu >> liebt man nichts so sehr wie die << nette Runde >>. Das << Harmoniemilieu >> hat in Hochzeiten sein Ein und Alles. Beim Träumen vom Nobelpreis schlägt im << Niveaumilieu >> das Herz am höchsten, während das << Selbstverwirklichungsmilieu >> vom Künstlerdasein schwärmt. Jedem Milieu schwebt sein eigenes, spezielles Nonplusultra vor, und kaum etwas lässt die Unterschiede zwischen ihnen sinnfälliger hervortreten als dieses jeweilige << Erlebnisparadigma >>, wie dergleichen auf Soziologendeutsch heißt. Karikaturen? Gewiss, aber mitteilsame. Wer bekommt nicht eine Idee der Sache, wenn das Erlebnisoptimum des << Unterhaltungsmilieus >> mit << Miami Beach >> umschrieben wird: << der Longdrink des Millionärs am Rande des Swimmingpools, serviert von einer schönen Frau während eines im schnoddrigen Tonfall geführten Telefongesprächs >>.

## PERSPEKTIVEN

Man wird gegen den Bamberger Soziologen einwenden, dass seine detailreiche Auflistung mehr Elemente umfasst, als durch die Zentralkategorie der Erlebnisorientierung abgedeckt werden. Im Unterhaltungsmilieu unterscheidet man sich vom gleichaltrigen Selbstverwirklichungsmilieu nicht allein dadurch, dass die einen sich von << Action >> und Abwechslung bloß stimulieren lassen wollen, während die anderen aus ihrem Freizeitspaß ein Selbstentfaltungsjahr machen. Auch Misstrauen, Rigidität und politisches Desinteresse sind unterschiedlich (d.h. bei ersteren stärker) ausgeprägt – lauter Milieu bildende Eigenschaften, die sich nicht auf Ästhetisierungsprozesse zurückführen lassen.

Nicht anders bei den drei Gruppierungen der über Vierzigjährigen: Dem Niveaumilieu, das nach Rang, dem Harmoniemilieu, das nach Geborgenheit strebt, und die beide darüber hinaus eklatante Differenzen aufweisen, wo es um Eigenheimbesitz und den Anteil der Nur-Hausfrauen geht. Vom Integrationsmilieu schließlich spricht Schulze ganz ausdrücklich als von dem Milieu der Angestellten. Wenn neunzig Prozent dieser Gruppe

angeben, << Büroarbeit >> zu leisten – muss man das ästhetisch oder nicht doch eher ökonomisch werten?

<< Erlebnisgesellschaft>>, betont Gerhard Schulze, sei ein graduelles Prädikat: diese unsere Gesellschaft erfülle es mehr als jede andere vor ihr. Daran ändert nichts, dass es immer noch genug Leute gibt, die sich bei Gütern gleichen gebrauchswertes nicht nach dem Design, sondern dem Preis entscheiden. Schulzes Opus ist ein großer Wurf. Es erfasst, wie das Leben im Überfluss seine eigenen, kaum für möglich gehaltenen Integrationsmuster schafft, wie Oberflächenphänomene tiefenwirksam und bindungsmächtig werden. Und es erklärt so, warum Individualisierung nicht notwendig Auflösung bedeutet.

Wenn dennoch Skepsis angebracht ist, dann nicht gegen die Stichhaltigkeit der Diagnose, sondern gegen die trügerische Hoffnung auf fortdauernde Aktualität. Gehen die fetten Jahre einmal vorbei (worauf manches hindeutet), dürfte sich die << Innenorientierung >> wieder wandeln. Das weiß auch Schulze. Solange aber die Basis trägt, ist seine Analyse im Recht: << Der Reiter auf dem Bodensee ist der Überzeugung, sich auf festem Boden zu befinden – darauf kommt es bei der Rekonstruktion des Handelns an, nicht im mindesten auf den Umstand, dass er sich objektiv auf dünnem Eis bewegt.>>

Joachim Güntner